



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Dichterefreundinnen : 1. Charlotte von Stein.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

liebenswürdig genug war, zuzugeben, nicht nach jedermanns Geschmack. So durfte ich meiner Galanterie gestatten, diese Hintertür zu benutzen und bei einigen Anstandsöffeln zuzusehen, wie das Familienhaupt vergnügt einige Teller schmauhte, zu allem Überfluß durch den Umstand getröstet, daß ich Zeuge gewesen war, wie die zwei Ferkelchen des Hauses eine gelungene Razzia in den auf dem Boden der Veranda niedergelegten Napf mit den frischgepflückten Reislefen ausführen konnten, bevor es den zur Bewachung aufgestellten Kindern gelang, sie zurückzuschlagen.

So gut ich nun im Forsthaufe aufgehoben war, so hatte der Aufenthalt doch für mich kein Unbehagliches dadurch, daß ich nicht wußte, wie weit die Aufnahme Sache der Gastfreundschaft, wie weit sie Sache des Geschäfts war. Da nun oben-
drein für die nächsten Tage zwei Beamte der Balffyschen Grundherrschaft angemeldet waren, die mich bei der Beschränktheit der Wohnung und der Bevorzugung, die ihnen gebührte, sehr in die Enge treiben mußten, beschloß ich, die Liebenswürdigkeit der Wirte durch entsprechende Rücksicht zu erwidern und meine Untersuchung möglichst schnell abzuschließen, eine Aufgabe, bei der mir Woland bereitwillig an die Hand ging. Die drei Tage, welche mir im ganzen nur zu Gebote standen, verwandte ich einmal darauf, mich über die Verhältnisse der alten Hausgenossenschaft eingehender zu unterrichten. Dann lag mir am Herzen, einen recht alten, von Neuerungen so gut wie ganz unberührten Hof ausfindig zu machen und in allen seinen Teilen aufzunehmen. Hierbei stieß ich indes bei der Kürze der Zeit auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da bald das Wohnhaus, bald die Nebengebäude in letzter Zeit mehr oder weniger einen Umbau erfahren hatten.

(Schluß folgt.)



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

1. Charlotte von Stein.



Es ist immer so: die Frauen machen die Geschichte anziehender, aber auch verwickelter, als sie sein würde, wenn sie allein von Männern handelte. Ohne Zweifel, weil sich ein großer Teil des weiblichen Einflusses hinter geschlossenen Thüren abspielt. Auch die Literaturgeschichte hat mit den Frauen zu rechnen, und hier sind es besonders die sogenannten klassischen Zeiten, denen die Frauen gewissermaßen Weihe und Glanz verleihen. Nicht als Schriftstellerinnen vom Hand-

werk, sonst wäre unsre Zeit eine mehr als klassische, sondern als anregende Vermittlerinnen zwischen den Dichtern und den Musen. Die Zeit der altdeutschen geistlichen Dichtung, die Reformationszeit und die Zeit des dreißigjährigen Krieges entbehren dieses Schmuckes, aber die Ritterdichtung und die Weimarer Blütezeit sind durchweht von den lebenswarmen Fäden, welche geistreiche Frauen spannen. Doch ist ein Unterschied zwischen dem Frauenkultus der ersten und der zweiten Literaturblüte. Den Rittern waren ihre Damen die Herrinnen, denen sie ihre Gedichte zu Füßen legten, den Dichtern der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren sie mehr die Ministerien des Innern und Außern. Die Heldinnen des Minnegefanges offenbarten und vertraten die hohe Weiblichkeit in sehr allgemeinen Umrissen, oft sind sie ihren Sängern wenig mehr als schöne Schatten in nebelhafter Ferne, immer aber haben sie nur zwei Eigenschaften: entweder sie lieben oder sie lieben nicht; daher drücken auch die Minnelieder in der Hauptsache nur zweierlei aus, die Freude über erhörte und die Klage über versagte Liebe. Unsre neuklassischen Dichter aber studirten ihre Freundinnen in allen Einzelheiten ihres Charakters und ihrer Begabung, fanden dabei in der Regel ein sehr bereitwilliges Entgegenkommen und vergalteten dies damit, daß sie diese persönlichen Eindrücke zu Spiegelbildern der Welt gestalteten. Wie die Ritterdamen, so betrachteten auch die geistreichen Hofdamen des vorigen Jahrhunderts die Ehe häufig genug als einen geschäftlichen Vertrag, der mit der Liebe nicht viel gemein hatte; aber die freie Zuneigung, die sie den Geistesfürsten schenkten, war um vieles mehr eine geistige als die Minne des Mittelalters. Wie die Damen der Minnehöfe, so saßen sie gern über die Dichter und deren Werke zu Gericht, aber bei weitem nicht so anspruchsvoll, sie begnügten sich damit, daß sie von den mitteilungsbedürftigen Schriftstellern als die aufmerksamen Zuhörerinnen betrachtet wurden.

Die Damen im Freundeskreise Goethes, Schillers, Herders, Wielands, Jean Pauls, Wilhelm von Humboldts waren merkwürdigerweise meist Karolinen oder Charlotten, wenigstens waren diese die einflußreichsten, wenn wir von den fürstlichen Gönnerinnen Amalie und Luise von Weimar und einigen andern absehen wollen. Charlotte von Stein, Karoline und Charlotte von Lengefeld, Charlotte von Kalb, Karoline von Humboldt, Charlotte Diede, Humboldts Freundin, Karoline, Herders Gattin, Karoline, August Wilhelm Schlegels und später Schellings Gattin, sie alle sind mit den großen Dichtern und ihren Freunden zugleich unsterblich geworden. Aber nicht vom literargeschichtlichen Standpunkte, noch weniger vom philologisch-kritischen der Klassikerkommentare, sondern nur von der höhern Warte der Kulturgeschichte aus übersieht man sie in der vollsten und eigentümlichsten Beleuchtung, und sie verdienen es wohl, daß man bei ihrem Anblicke verweilt.

Am meisten hat Charlotte von Stein die Aufmerksamkeit der Literatur- und Kulturhistoriker auf sich gezogen. Die Aufsätze und die Werke, welche über

sie geschrieben worden sind, nehmen in dem Kataloge der Goetheliteratur ein besondres Kapitel ein. Die Gelehrten haben sich über der Beurteilung ihres Charakters und ihres Bildungsgrades förmlich erhitzt, so sehr ist sie Gegenstand der streitenden Meinungen geworden. Die einen, Dünker voran, heben sie in den Himmel, preisen sie als die feingebildete, über alle irdischen Leidenschaften hoch erhabene Frau, als den sorgenden, schützenden Engel, welcher der Goethischen Muse beigegeben war, die andern, von den jesuitischen Schmähungen Baumgartners ganz abgesehen, werfen bedenkliche Seitenblicke auf ihre Moral, Adolf Stahr und Robert Keil nennen sie geradezu die kluge und selbstfüchtige Kokette, welche den Dichter um die schönste Zeit seines Lebens betrogen habe. Es ist ein häßlicher Streit, und fast möchte man wünschen, daß er unterblieben wäre, aber er ist doch eine kulturhistorische Notwendigkeit, denn zwei Fragen von der höchsten Wichtigkeit schließt er ein: Was waren die Frauen der klassischen Zeit ihrem innersten Wesen nach? und: Welchen Einfluß übten sie auf unsre größten Dichter aus? So lange diese Fragen nicht beantwortet sind, werden wir keine klare Anschauung von der großen Zeit und von ihren genialen Trägern haben. Das Verhältnis der Frau von Stein ist ein wissenschaftliches Problem geworden, und wenn der Streit zum Teil wirklich auf Skandalgeschichten hinausläuft, so ist dies in der eigentümlichen Natur der rätselhaften Verhältnisse jener Zeit begründet und darum verzeihlich.

Das Wunderbarste ist, daß sich ein Geist von so unermeßlicher Weite und Tiefe wie Goethe zehn Jahre lang mit seiner ganzen Sinnigkeit an eine Frau anschließen konnte, die, was sie ihm auch gemütlich darbot, nur als ältere Frau, als Gattin eines andern, als Familienmutter zu bieten vermochte und sich durch Begabung und Bildung nur wenig vor den übrigen Damen des Hofes auszeichnete. Mit welcher Leidenschaft aber Goethe an ihr hing, wissen wir aus seinen Briefen an sie, die uns wie ein elektrischer Lichtstrom das wunderfame Verhältnis erleuchten, aber leider nur zur Hälfte, weil die Briefe der Frau von Stein an ihn nicht vorliegen. Die kluge Frau hat sie zurückgefördert und wahrscheinlich vernichtet. Welche Fülle warmen, rastlosen Liebeslebens pulsiert jedoch schon in den Goethischen Briefen, die in der neuen, von Fielitz besorgten Ausgabe zwei stattliche Bände füllen! Es sind Psalmen der Liebe: Bittpsalmen, Bußpsalmen, Freudenpsalmen und Trauerpsalmen, wie sie schöner nicht sein können. In tausend Abwandlungen, immer neu, immer treffend, klingt die innige Versicherung wieder: Ich liebe dich! Die meisten dieser traulichen Herzensergießungen könnten an Mutter oder Schwester gerichtet sein, so fromm, so demütig ordnet sich der Liebende den gestrengen Forderungen der Geliebten unter, aber zwischen den ruhigen Ansiedlungen der Betrachtung und Selbstbezwingung lodern die Flammen einer Leidenschaft empor, die mit der platonischen Freundschaft nichts gemein hat. Durch das Ganze zieht sich eine einfache, aber ergreifende Handlung. Nahezu fünf Jahre lang nichts als Werben

in unendlich mannichfaltigen Formen, nichts als Entfagen, Bezwingen, Entäußern, öfters unterbrochen von trocknen, verzweifelten Klagen über die kalte Zurückweichung oder den Groll der Geliebten, dann wieder fünf Jahre lang die helle Freude über erhörte Liebe, die innigste Hingebung, welche alles, was das innere und äußere Leben bietet, treulich mit der Genossin teilt. Aber hie und da schon zeigen sich Wölkchen am Liebeshimmel, zwischen die gewohnten Versicherungen der Treue und inneren Befriedigung drängen sich kleine dunkle Punkte stiller Verdrossenheit, leisen Fröstelns, und plötzlich ist der Liebhaber verschwunden, auf Jahre verschwunden. Unter den Kunstwerken und im Sonnenglanze Italiens sucht er Genesung, ohne Urlaub zu nehmen von der Geliebten. Noch immer kehren zwar Briefe bei ihr ein, die ihr die alte Treue versichern, neues Liebesleben hoffen lassen, aber sie kennzeichnen nur das Losringen des Herzens von dem lange gewohnten Anker, und nach der Heimkehr erfolgt plötzlich erschütternd der Bruch. In den Armen eines jungen Mädchens, eines naiven Naturkinds, wirft der Dichter die letzten Schlacken der erloschenen Liebe aus dem verjüngten Herzen, die verlassene Alte aber schmolzt und grollt und schimpft über den „Ungetreuen“ bis an ihr Lebensende im hohen Alter.

Die Briefe Goethes an Frau von Stein sind eins seiner besten Werke, gelegentlich im Drange des Lebens entstanden, aber abgerundet und abgeschlossen in sich, sie sind in dieser Beziehung ein Seitenstück zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie, wie verschieden auch der Inhalt ist. Sie sind der große Minnegefang Goethes in Prosa, Variationen über das Werther- und Don-Suan-Thema zugleich, in das feste Gefüge des thätigen Lebens übertragen und mit einem tragikomischen Schlusse versehen.

Für das Verständnis des Weimarischen Genielesbens und Goethes Lebens insbesondre sind diese Briefe eine der wichtigsten Quellen, aber man würde fehlgehen, wenn man sie Wort für Wort als den Ausdruck des Thatsächlichen betrachten wollte. Da ist denn doch vieles in Abzug zu bringen. Erstens dichtete Goethe, sobald er die Feder ansetzte; dies gilt unbeschränkt bei allen seinen Herzensangelegenheiten. Wie seine Dichtung unmittelbar aus dem Leben geschöpft und im besten Sinne Gelegenheitsdichtung ist, so sind ihm auch die Dinge und Menschen um ihn entweder poetisch brauchbar oder unbrauchbar, und wohin sich seine Liebe wendet, dahin wendet sich auch sein Genius. Dazu kommt, daß der Briefwechsel jener Zeit immer etwas von literarischer Produktivität an sich hat, die unserm geschäftlichen Treiben fremd ist. Selbst wenn der Schreiber wünscht, daß sein Brief verbrannt werden möge, giebt er der Form noch den gebührenden Aufschwung. Man schrieb, um zu schreiben, nicht bloß um zu benachrichtigen, daher die ungeheure Menge von Briefen, Zettelchen, Grüßen, daher die Sorgfalt, mit der man die Briefe sammelte, und der Stolz, mit dem man sie auch in weiteren Kreisen mittheilte. Die Briefe waren eben ein Teil der literarischen Erscheinungen, wenn auch nur für einen kleinen

Kreis oder für einen Einzelnen bestimmt, und Goethes Briefe machen davon keine Ausnahme. Die Objektivität der Briefe Goethes wird ferner beschränkt durch die Gegensätze in seinem Wesen. Fast grenzenlos erscheint die Weichheit seines Gemütes, die Gewalt seiner Empfindungen, und doch ist er ein scharfer Denker und energischer Handler; seine Aufrichtigkeit, der Ausfluß der Wahrhaftigkeit seiner hohen Natur, berührt sich oft fast mit kindlicher Naivität, und doch ist niemand zurückhaltender, vorsichtiger, weltkluger als er. Auch in seinem Tagebuche schneidet er sich selbst weitere Mitteilungen mit den Worten ab: „Es ziemt sich nicht, diese inneren Bewegungen aufzuschreiben“ (6. September 1779), oder deutet nur sehr unbestimmt an oder bedient sich rätselhafter geheimsprachlicher Ausdrücke und Zeichen. Denn auch die Tagebücher wurden zuweilen vorgelesen, wie Goethe bezeugt, indem er sich notirt (vom 6. Dezember 1778): „Knebel las sein Tagebuch von vorm Jahr.“ Auch in den Briefen an die Frau von Stein treten diese Gegensätze in Goethes Wesen deutlich hervor. Im allgemeinen schreibt er wohl so, daß die Lebhaftigkeit der augenblicklichen Stimmung ihm die Worte diktirt; daher scheint es, wenn man eine längere Reihe von diesen Briefen rasch nacheinander liest, als ob er ganz und gar in der Liebe zu dieser Frau aufginge. Allein wenn man das Tagebuch dagegen hält, so findet man, daß ihn zu gleicher Zeit vieles andre mit derselben Lebhaftigkeit anzog, und die Einträge über seinen Verkehr mit der Stein sind nur selten durch einen innigeren Ton ausgezeichnet. Es heißt fast immer nur: „Zu ☉ [das Sonnenzeichen als Bezeichnung für Frau von Stein] essen“ oder „Abends bei ☉.“ Goethes Trieb, sich zu bethätigen, war viel zu groß, als daß ihm der Umgang mit einer Frau, und wäre sie noch so ausgezeichnet gewesen, genügt hätte. Daneben verkehrt er fast ebenso häufig und vertraut mit Corona Schröter und mit manchen andern, die im Tagebuche durch mystische Zeichen verhüllt sind. Wenn man Coronas Nachlaß auffände, würde man wahrscheinlich ein interessantes Seitenstück zu den Briefen an die Frau von Stein erhalten. Und dabei waren diese Liaisons immer nur ein kleiner Teil von dem Lebensinhalte des in voller Kraft wirkenden jungen Goethe. Welche Forderungen stellte der Hof an ihn! Als der nächste Vertraute der herzoglichen Familie hatte er Sorge zu tragen, daß Ernstes und Heiteres einen erfreulichen Ausgang nahm. Der Herzog selbst hatte sich in seine treue Freundeshut begeben, mit ihm besprach er die höchsten Angelegenheiten des Staatslebens bei Tage und bei Nacht, die Herzogin erwartete von seiner klugen Vermittlung die Sicherung ihres Familienlebens, die Herzogin-Mutter rechnete auf sein Talent bei Veranstaltung aller Festlichkeiten; bei den Verwicklungen, die Prinz Konstantin durch sein unkluges, ausschweifendes Wesen am Hofe herbeiführte, mußte er den Knoten lösen. Welche Mannichfaltigkeit von Geschäften füllt allein seine Mußestunden aus! Theater, Parkanlagen, Zimmereinrichtungen, Bergwerke, Reisen, alles drängt auf ihn ein, nimmt ihn ganz in Anspruch. Und daneben häuft der Herzog ein Amt nach dem andern

auf seine Schultern bis auf die Kriegs- und Wegebaukommission. Mit welchem Ernst und Eifer sich Goethe diesen Verpflichtungen unterzog, darüber giebt sein Tagebuch den besten Aufschluß. Aber dies alles waren nur Nebenwege, sein innerster Beruf blieb doch Studium und dichterisches Schaffen. Jeder andre würde unter der Last dieser inneren und äußeren Anspannung bald erlegen sein, dem Riesendränge Goethes, sich thätig und lebend zu fühlen, genügte es kaum. Zum Überflusse belud sich der in Liebeskraft schwelgende junge Dichterheros mit Krüppeln und Waisen, mit Plessing, dem armen Kraft in Ilmenau, dem Schweizer Findling Peter im Baumgarten, den er ganz in sein Haus aufnahm, und bürdete sich die Erziehung des Sohnes der Frau von Stein, des kleinen Fritz auf! Seine Geschäftigkeit ist erstaunlich. Er ist hie und da und überall. In Belvedere, in Tiefurt, in Ettersburg, in Apolda, in Ilmenau. In den Abendstunden noch eilt er nach Tiefurt, von da nach Berka und um Mitternacht zurück. Starke körperliche und geistige Bewegung war ihm Bedürfnis. Solchem gigantischen Treiben gegenüber schrumpfen die Briefe an die Frau von Stein merklich zusammen. Wie leicht vergißt dies der Forscher, er klammert sich an eine Seite seines Helden an und verliert die Übersicht über den ganzen Menschen. Auch im Lichte des andern Gegensatzes verlieren die Briefe etwas von ihrem Quellengehalte. Die Wahrhaftigkeit des Goethischen Wesens tritt an vielen Stellen in überraschender Weise hervor, aber im ganzen ist der Briefsteller höchst vorsichtig und mußte es schon deshalb sein, weil er an eine höchst vorsichtige Dame schrieb, der nichts fürchterlicher war, als sich vor der Welt bloßzustellen. Wenn auch die Briefe nur für sie allein bestimmt waren, so konnten sie doch, bevor sie in ihre Hand gelangten, verloren gehen, von Unberufenen gelesen werden, und dann! Goethe wußte wohl, daß all sein Werben umsonst sein würde, wenn die Welt davon erführe. Viele Jahre hindurch mußte der Liebende das formelle „Sie“ festhalten, erst nach langem Zögern gestand sie ihm das schriftliche „Du“ zu. Von thatsächlichen Huldigungen durfte er nichts schreiben, nur allegorisch versteckt haben sich Kuß, Umarmung und Kniebeugung je einmal eingeschlichen, obgleich in den an sie gerichteten Gedichten von allen diesen Dingen sehr viel die Rede ist. Aber auch in solch diplomatischer Fassung erschienen der vorsichtigen Frau die Briefe noch zu gefährlich, mehrfach hat sie ganze Stellen abgeschnitten und mannichfache Lücken deuten darauf hin, daß sie ganze Briefe vernichtet hat. Aus alledem mag man ersehen, wie schwer es ist, aus dem schriftlichen Nachlasse das Verhältnis Goethes zu der angebeteten Frau klar zu erkennen.

In den Briefen tritt uns hauptsächlich Goethe entgegen, aber wer war Frau von Stein?

Charlotte von Stein, geborne von Schardt, war nach aller Zeugnis eine der anmutigsten Erscheinungen am Weimarer Hofe. Sie hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen und diese als Hofdame der Herzogin Amalie im

großen Stile verfeinert und erweitert. Zweiundzwanzig Jahre alt, hatte sie sich mit dem Stallmeister von Stein verheiratet, einem stattlichen, im Hofleben aufgehenden Cavalier, der freilich mehr am Hofe als zu Hause war und sicher sehr selten eine Berührung mit den Studien und ästhetischen Genüssen seiner Gattin suchte. Als Goethe (am 7. November 1775) nach Weimar kam, war die Frau Oberstallmeisterin dreiunddreißig Jahre alt, elf Jahre verheiratet und vor drei Jahren zum siebentenmale Mutter geworden, ihre vier Töchter waren im frühesten Alter gestorben, nur die drei Söhne Karl, Ernst und Fritz lebten noch, und von diesen war der zweite, Ernst, kränklich. Man sieht, des Lebens Sorge und Weh waren ihr nicht unbekannt geblieben und erhielten oft noch eine unliebsame Steigerung durch Kränklichkeit und die mühevollte Verwaltung des Familiengutes Kochberg, die dann besonders drückend sein mochte, wenn ihr Gemahl, durch Berufsgeschäfte abgehalten, sie ihr allein überlassen mußte. Daß sie dennoch eine Bierde des Hofes war, ist gewiß ein Zeichen von der Kraft und Frische ihres geistigen Lebens. Körperlich schön war sie wohl nicht, aber anmutig, interessant im höchsten Grade. Schiller, der sie 1787 in Weimar kennen lernte, nennt sie in einem Briefe an Körner „eine wahrhaft eigne, interessante Person“ und fährt fort: „Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigne Offenheit.“ Ihre großen, geistig belebten Augen waren das, was jeden sogleich anzog und fesselte, Goethe preist dieselben oft in seinen Briefen. Er freut sich darauf, „in ihren Augen zu ruhen.“ Oder er hat auf der ganzen Redoute „nur ihre Augen gesehen,“ und da ist ihm die Mücke ums Licht eingefallen. Von sonstigen körperlichen Vorzügen ist wohl noch ihre schlanke, leichte Gestalt hervorzuheben, die in den Schilderungen ihres Wesens mehrfach angedeutet wird und aus einer in Lavaters Physiognomischen Fragmenten befindlichen Silhouette deutlich zu ersehen ist. Die noch vorhandenen größern Bilder der Frau von Stein stammen meist aus der Zeit des Alters; aus den Jahren ihrer innigen Verbindung mit Goethe (1775 bis 1786) ist nur die oben erwähnte Silhouette, ferner ein kleines Bild von Hader in der großherzoglichen Bibliothek — wenn es überhaupt die Stein darstellt — und ein sehr schönes von Heinrich Meyer im großherzoglichen Museum. Schon die beiden letzteren sind ohne Zweifel nach 1786 entstanden, noch später (1790) das von ihr selbst zwischen zwei Spiegeln gezeichnete und (1796) das von Dora Stock, von dem eine sehr gute Nachbildung dem zweiten Bande der von Fielitz herausgegebenen Briefe vorangestellt ist. Alle diese Bilder zeigen ein feines, regelmäßiges Gesicht und reiches, in Locken gekräuseltes und von Binden lose zusammengehaltenes Haar. Aus der Silhouette in Lavaters Physiognomik kann man wenig mehr ersehen als eine leichte, anmutige Gestalt, das Hadersche Bild zeigt Festigkeit, fast Kühnheit des Ausdruckes, das Meyersche sanfte Melancholie, die beiden spätern, besonders das von Dora Stock, etwas scharf verständiges, fast spitziges im Ausdruck der al-

ternden Züge. Im allgemeinen stimmen die Bilder mit dem überein, was wir von den ihr nahestehenden Personen über ihren Charakter und ihre Befähigung vernehmen. Alle finden in ihr eine interessante Mischung von Festigkeit und Milde, Klarheit des Denkens und sanfter Hingebung. In der Charakteristik, welche die Physiognomischen Fragmente im Anschlusse an die Silhouette geben, wird die Feinheit, ja Vergeistigung ihres Wesens, die Harmonie der Erscheinung, und als größter Vorzug die seltene Fähigkeit, ruhig zuzuhören, hervorgehoben. Goethe selbst deutet vorahnend, ehe er ihre persönliche Bekanntschaft gemacht hat, den von dem Hannoverschen Arzt Zimmermann erhaltenen Schattenriß in folgender Weise: „Festigkeit. Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevoller Gefälligkeit. Naivität und Güte, selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollend. Treubleibend. Siegt mit Nezen.“ Und unter das Bild selbst schrieb er: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.“ Knebel schreibt über sie an seine Schwester: „Keines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und leichter Disposition haben sie bei eignem Fleiße und durch den Umgang mit vorzüglichen Menschen, der ihrer äußerst feinen Wißbegierde zu statten kam, zu einem Wesen gebildet, dessen Dasein und Art in Deutschland schwerlich oft wieder zu stande kommen dürfte. Sie ist ohne alle Prätension und Ziererei, gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen, ist wohl unterrichtet und hat feinen Takt, selbst Geschicklichkeit für die Kunst.“ Schiller findet in ihr „gesunden Verstand, Gefühl und Wahrheit.“ Über ihre geistige Befähigung und den Grad ihrer Bildung sind die Zeitgenossen alles Lobes voll: sie war wohlbewandert im Französischen, Englischen und Italienischen, zeichnete viel und fand in der Lektüre selbst schwierigerer wissenschaftlicher Werke Unterhaltung. Uns freilich erscheinen ihre Geistesprodukte, z. B. das berühmte Drama „Dido,“ dilettantisch, engherzig und trocken. Aber wir dürfen nicht den Maßstab unsrer erweiterten Bildung anlegen, wenn wir die durchschnittliche Leistungsfähigkeit jener Zeit beurteilen wollen, und dürfen uns nicht wundern, wenn die Geistesprodukte der Nebenpersonen von den Werken der Geistesheroen himmelweit abstehen. Für den geistigen Wert der Frau von Stein ist es immerhin bestimmend, daß sie zu den Besten im innigsten Verhältnisse stand. Nicht bloß Goethe, auch Schiller und Herder sind ihr befreundet, der Herzog schätzt sie hoch, und die edle Herzogin Luise betrachtet sie als ihre Vertraute. Eine Frau, die sich so vieler Hochachtung erfreute, kann nicht unedel gewesen sein.

(Schluß folgt.)